



Réka Sánta-Jakabházi

Konstruierte
Identitäten
im Werk von
Franz Hodjak



PETER LANG
EDITION

2. Identität – Identitäten. Theoretische Vorüberlegungen

2.1. Zum Begriff der Identität

Identität ist einer der Grundbegriffe der Psychologie, Soziologie und Ethnologie des 20. Jahrhunderts, der die Grenzen dieser Wissenschaftsdisziplinen schon längst überschritten hat. So nehmen Debatten über *Identität* in den letzten Jahrzehnten sowohl in philosophischen und soziopsychologischen Diskursen als auch in den Politikwissenschaften, der Anthropologie und der Literaturwissenschaft eine zentrale Stellung ein. In den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen wird der Identitätsbegriff mit je eigenen Forschungsmethoden und –terminologien gekennzeichnet und diskutiert; dabei entstand im Laufe der Zeit eine recht unübersichtliche Flut von Publikationen.

Das Thema „Identität“ hat Identitätsschwierigkeiten: die gegenwärtig inflationäre Entwicklung seiner Diskussion bringt nicht nur Ergebnisse, sondern auch Verwirrungen. In wachsendem Maße gilt gerade bei der Identität: alles fließt. So werden die Konturen des Identitätsproblems unscharf; es entwickelt sich zur Problemwolke mit Nebelwirkung: Identitätsdiskussionen werden – mit erhöhtem Kollisionsrisiko – zum Blindflug.⁷

Diese Bemerkung Odo Marquards aus dem Jahr 1979 hat in den vergangenen drei Jahrzehnten nichts an Aktualität verloren, im Gegenteil, der Identitätsbegriff ist, laut Karl-Michael Brunner, zum „Inflationsbegriff Nr. 1“⁸ geworden.

Das aus dem Lateinischen stammende Wort *Identität* bedeutet ursprünglich „Gleichheit“. Doch Gleichheit im Sinne von Koinzidenz ist nur in der Welt der mathematischen Formeln denkbar. Ludwig Wittgenstein behauptet: „Von *zwei* Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von *Einem* zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“⁹

Konzepte, die Identität als etwas definieren, das „ein Individuum unverwechselbar und klar von der Umwelt und anderen Personen abgrenzt und dar-

7 Marquard, Odo: *Identität: Schwundtelos und Mini-Essenz – Bemerkungen zur Genealogie einer aktuellen Diskussion*. In: Marquard, Odo – Stierle, Karlheinz (Hg.): *Poetik und Hermeneutik*, Bd. 8., *Identität*. München: Fink 1979, S. 347-369, hier S. 347.

8 Brunner, Karl-Michael: *Zweisprachigkeit und Identität*. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 11 (1987), Heft 4, S. 57-75, hier S. 63.

9 Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*. In: ders.: *Schriften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1960, S. 11-83, hier S. 60.

über hinaus zeitliche Konstanz besitzt“,¹⁰ sind nicht mehr ausreichend: Unter demselben Begriff sind zahlreiche und sehr verschiedene Probleme abzuhandeln.¹¹

Eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Identitätskonzepte und ein vollständiger Überblick über die verschiedenen Positionen und Ansätze im Bereich der Identitätsforschung können nicht Ziel dieser Arbeit sein. So wird im Folgenden versucht, für die anschließende literaturwissenschaftliche Untersuchung des hodjakschen Werks relevante Kriterien und Aspekte des Identitätsbegriffs herauszuarbeiten. Dabei wird auf theoretische Grundlegendiskussionen nur selektiv zugegriffen.

Überlegungen zur Identitätsbildung knüpfen, sofern sie nicht psychoanalytisch orientiert sind,¹² an die Ansätze des Symbolischen Interaktionismus, d.h. an George Herbert Mead und seine Nachfolger an. In diesen Theorien ist die Differenzierung zwischen personaler und sozialer Identität für alle weiteren Überlegungen grundlegend.

Ende des 19. Jahrhunderts führt der Psychologe William James in die Debatte um das „Selbst“ den Begriff *soziales Selbst* ein, unter dem er die Summe der „Anerkennungen, die ein Individuum von anderen Individuen erfährt“¹³, versteht. Der „dauernde und innerste Teil des Selbst“ sei eine Kette von Zueignungsbeziehungen, in denen gegenwärtige Vorstellungszustände zu den ihnen unmittelbar vorausgehenden stehen.¹⁴ Die in James' Werk *Principles of Psychology*¹⁵ besprochenen Thesen wurden von George Herbert Mead aufgenommen,¹⁶ der in seiner Theorie vom Selbst unter dem „geistigen Selbst“ die Person versteht, die sich zu ihren eigenen Zuständen und Akten verhalten kann. Unter „Identität“ versteht Mead die konstanten Muster des Verhaltens und der Selbstinterpretation dieses Verhaltens.

Im klassischen Identitätskonzept von Mead wird soziale Interaktion als unabdingbare Voraussetzung für die Entwicklung des Selbst postuliert. Mead er-

10 Sistig, Sabine: *Wandel der Ich-Identität in der Postmoderne?* Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, S. 9.

11 Vgl. Henrich, Dieter: „Identität“ – *Begriffe, Probleme, Grenzen*. In: Marquard, Odo – Stierle, Karlheinz (Hg.): *Poetik und Hermeneutik*, Bd. 8., *Identität*. München: Fink 1979, S. 133-186, hier S. 133.

12 Die Arbeiten von Sigmund Freud sowie Erik Erikson scheinen in diesem Zusammenhang relevant zu sein.

13 Henrich, Dieter: „Identität“ – *Begriffe, Probleme, Grenzen*, S. 134.

14 Vgl. ebenda.

15 James, William: *Principles of Psychology*. New York: Courier Dover Publications 1950.

16 Mead, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft*. 8. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.

kennt, dass die Selbstkonzeption des Individuums in hohem Maße sozial vermittelt und geprägt wird.¹⁷ Die subjektive Identitätsbildung des Individuums ist also immer an die soziale Interaktion mit anderen gebunden. Erst über diese Interaktion kann der Einzelne ein Bild von sich selbst bzw. eine subjektive Identität konstruieren.¹⁸ Mead weist darauf hin, dass die psychische Organisation einer individuellen Identität die soziale Organisation der ganzen Gesellschaft widerspiegelt, also die Struktur einer Identität immer eine gesellschaftliche ist.¹⁹ Mead kennzeichnet diese Dialektik von Individuum und Gesellschaft mit einem Wechselspiel zwischen zwei Elementen des Selbst, dem *me*, unter dem er den durch die Umwelt (Gesellschaft) geprägten Teil des Selbstkonzepts versteht, und dem *I*, das den individuellen Aspekt der Identität berücksichtigt.

Demgemäß entspringt das Selbst des Menschen einem Prozess der Sozio-Genese. Individuelle (personale) und soziale Identität sind eng miteinander verknüpft, weshalb man nicht über personale Identität sprechen kann, ohne den sozialen Aspekt der Identität zu berücksichtigen. Daher wird im Folgenden zunächst auf die Bedeutung der gesellschaftlichen Gegebenheiten für die Bildung der individuellen Identität eingegangen, also auf die sogenannte soziale Identität.

2.1.1. Die soziale Identität

Dem sozialen Aspekt wird in der Identitätsforschung eine grundlegende Bedeutung zugeschrieben. Plausibel erscheint die These der Soziologie – Erving Goffman, Lothar Krappmann, Henri Tajfel und John Turner seien hier genannt –, dass die Zugehörigkeit des Individuums zu einer sozialen Kategorie ausschlaggebend für seine Identitätsbildung ist. Soziale Kategorien können z.B. eine Ethnie, eine Nation, eine bestimmte Gesellschaftsschicht oder auch die Geschlechtszugehörigkeit sein. Im Folgenden soll auf die Theorie der sozialen Identität nach Tajfel und Turner eingegangen werden.

17 Vgl. auch Teichert, Dieter: *Zeiterfahrung und Identität. Text des Vortrags auf der CaSu-Fachtagung „Werde, wer Du bist“, Katholische Akademie Berlin, 27.11.2008*. Im Internet unter: http://www.caritas-suchthilfe.de/aspe_shared/form/download.asp?nr=223212&form_typ=115&acid=36ACF9EEEC9D461C82FDFFE44190A373B291D&ag_id=5505 [Zugriff: 09.07.2012.]

18 Vgl. auch Faßauer, Gabriele: *Arbeitsleistung, Identität und Markt: Eine Analyse marktformiger Leistungssteuerung in Arbeitsorganisationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S.53.

19 Vgl. Mead, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft*. 8. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, S. 282. Vgl. auch Soric, Dragan: *Die Genese einer europäischen Identität. George Herbert Meads Identitätskonzeption dargestellt am Beispiel des europäischen Einigungsprozesses*. Marburg: Tectum 1996, S. 74.

Henri Tajfel beschäftigt sich mit der Identität im Sinne sozialer Gruppenzugehörigkeit. In seiner Theorie der sozialen Identität wird behauptet, dass wesentliche Aspekte der Identität einer Person aus ihrer Gruppenzugehörigkeit abgeleitet werden – das wird als *soziale Identität* bezeichnet. Demnach sei die soziale Identität einer Person der Teil des Selbstkonzeptes eines Individuums, „der sich aus seinem Wissen um seine Mitgliedschaft in sozialen Gruppen und aus dem Wert und der emotionalen Bedeutung ableitet, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist.“²⁰ Unter einer Gruppe wird in diesem Zusammenhang eine soziale Kategorie verstanden, der sich Menschen zugehörig fühlen und der sie von anderen zugeordnet werden.

Die soziale Identität ist also ein Aspekt der Selbsteinschätzung einer Person, die auf Gruppenmitgliedschaften basiert: Sie setzt sich aus der Mitgliedschaft in verschiedenen Gruppen und der Bewertung dieser Mitgliedschaft zusammen. Die Bewertung der Mitgliedschaft resultiert aus dem Vergleich mit anderen Gruppen.²¹ In folgenden drei Grundannahmen fassen Tajfel und Turner ihre Theorie zusammen:

- Individuen streben danach, eine positive soziale Identität zu erhalten.
- Diese positive soziale Identität basiert in hohem Maße auf dem vorteilhaften Vergleich zwischen der eigenen Gruppe (Ingroup) und anderen relevanten Gruppen (Outgroups).
- Wenn die soziale Identität als unbefriedigend erlebt wird, versuchen die Individuen die eigene Gruppe zu verlassen und in eine positivere zu gelangen oder sie versuchen durch ihr Verhalten die Gruppe positiv aufzuwerten.²²

Das Individuum muss sich also einer Gruppe, der es von anderen zugerechnet wird, auch selbst zugehörig fühlen und sich mit der vorgegebenen Gruppe identifizieren; nur dann werden die potentiellen Gruppenzugehörigkeiten relevant. Wenn dieses Zugehörigkeitsgefühl fehlt, dann kann sich – wie im Falle einiger nationalen Minderheiten – auch eine *negative Identität* ausbilden, d.h. dass das Mitglied der Gruppe diese Zuschreibung verlieren will. Es kommt zu einer Abwendung von der eigenen nationalen Identität. Man könnte diesen Gedanken

20 Tajfel, Henri: *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern: Huber 1982, S. 102.

21 Vgl. ebenda, S. 106.

22 Vgl. Tajfel, Henri – Turner, John: *The social identity theory of intergroup behavior*. In Worchel, Stephen – Austin, William (Hg.): *Psychology of intergroup relations*. Chicago: Nelson-Hall 1986, S. 7-24. Zitiert nach: Zick, Andreas: *Die Konflikttheorie der Theorie sozialer Identität*. In: Bonacker, Thorsten (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien: eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 409-426, hier S. 410.

weiterführen und einen anderen Aspekt derselben Problematik besprechen, und zwar wenn in einigen Fällen, wenn die soziale Identität als unbefriedigend erlebt wird, ein Individuum sich nicht nur von der Gruppe (der nationalen Minderheit) ablösen will, sondern sich auch weigert, einer anderen Gruppe (der nationalen Mehrheit) anzugehören. Das geschieht im Falle von Franz Hodjak, der in seinen Selbstdarstellungen als Identitäts- und Heimatloser erscheinen möchte.

Über die wichtige Rolle der sozialen Einflüsse auf die Identität des Individuums spricht auch der deutsche Philosoph Jürgen Habermas, der in seiner kritischen Identitätstheorie das von Mead geprägte Konzept als Grundlage für seine Überlegungen übernimmt und betont, dass Individualidentität Sozialidentität brauche.²³ Wo aber – in „komplexen Gesellschaften“ mit der Tendenz zur Globalgesellschaft, die unterschiedslos alle Menschen umfasst – die Sozialidentität nicht mehr „altidentisch“ mit Religionen, Staaten, Nationen, Klassen sein kann, ist

eine neue Identität, die in komplexeren Gesellschaften möglich und die mit universalistischen Ich-Strukturen verträglich ist [...] heute nur noch in reflexiver Gestalt denkbar, nämlich so, daß sie im Bewußtsein allgemeiner und gleicher Chancen der Teilnahme an solchen Kommunikationsprozessen begründet ist, in denen Identitätsbildung als kontinuierlicher Lernprozeß stattfindet.²⁴

Um die Problematik der Identität in einem multiethnischen Raum wie Siebenbürgen besser zu verstehen, ist an dieser Stelle ein kurzer Exkurs zur ethnischen bzw. nationalen Identität angebracht.

2.1.2. Nationale und ethnische Identität bzw. Ethnizität

Die gesellschaftliche und kulturelle Umgebung spielt wie bereits angedeutet eine wesentliche Rolle bei der Identitätsbildung des Individuums, wobei nicht nur die Selbstzuschreibung zu einer (sozialen) Gruppe entscheidend ist, sondern auch Zuschreibungen der Anderen: Kulturelle und ethnische bzw. nationale Identitäten (wie auch andere Gruppenzugehörigkeiten) werden sowohl von innen als auch von außen definiert.²⁵ Tafel und Turner wenden ihre Theorie der sozialen Identität auf verschiedenartige Gruppen an, von Kleingruppen bis hin

23 Vgl. Habermas, Jürgen: *Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?* In: Habermas, Jürgen – Henrich, Dieter: *Zwei Reden. Aus Anlaß der Verleihung des Hegel-Preises 1973 der Stadt Stuttgart an Jürgen Habermas am 19. Januar 1974.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, S. 23-84, hier S. 32ff.

24 Ebenda, S. 65. und 66.

25 Vgl. Mader, Elke: *Kultur- und Sozialanthropologie Lateinamerikas.* Im Internet unter: <http://www.lateinamerika-studien.at/content/kultur/ethnologie/pdf/kulturmacht.pdf> [Zugriff: 22.07.2012.]

zu ethnischen Gruppen und Nationen. Für die vorliegende Arbeit ist vor allem die Untersuchung der *ethnischen Gruppe* bzw. der *nationalen Minderheit* und damit verbunden des Konzepts der *ethnischen/nationalen Identität* relevant. Parallel dazu wird die *Ethnizität* thematisiert.

Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass der Terminus *nationale Identität* häufig mit dem Begriff der *ethnischen Identität* gleichgesetzt wird. Beide Begriffe können zwar synonym gebraucht werden, es gibt jedoch auch Unterschiede zwischen ihnen. Um diese Begriffe näher zu betrachten, soll zunächst der Begriff der *ethnischen Gruppe* bzw. der *nationalen Minderheit* erläutert werden.

In der traditionellen Auffassung wird eine ethnische Gruppe als eine soziale Kategorie von Individuen definiert, deren Zusammengehörigkeit auf gemeinsamer Abstammung, Geschichte, Kultur, Sprache, Religion usw. basiert und die in den meisten Fällen mit einer geographischen Region assoziiert wird.²⁶ Sie zeichnet sich also durch eine gemeinsame kulturelle Tradition aus und ist historisch geprägt. Brewton Berry definiert die ethnische Gruppe als eine Gruppe von Menschen, die durch kulturelle Homogenität miteinander verbunden ist.²⁷ Diese Auffassung ist jedoch kritisch zu betrachten, denn im Zeitalter der Globalisierung und Hybridisierung können ethnische Gruppen kaum als „homogen“ betrachtet werden. Das Individuum steht oft im Schnittpunkt mehrerer ethnischer Gruppen, so dass allein schon das ethnische Element der individuellen Identität vielschichtig erscheint. Ein Mensch verfügt zudem im Laufe seines Lebens nicht nur über *eine* Identität, sondern immer über multiple Identitäten und Zugehörigkeiten – z.B. in Bezug auf Alter, Beruf, Sprache, ethnische Gruppe, Nation und Kultur. Auch innerhalb einer einzelnen Kategorie gibt es oft weitere Möglichkeiten: Eine Person kann z.B. in verschiedenen Kontexten mehreren ethnischen Gruppen angehören,²⁸ wie das bei den Mitgliedern einer Minderheitengruppe häufig anzutreffen ist. In der vorliegenden Untersuchung wird unter einer ethnischen Gruppe eine ethnische Minderheitengruppe verstanden. In diesem Zusammenhang soll auch auf den Terminus *Minderheit* kurz eingegangen werden.

Es muss betont werden, dass es keine allgemein akzeptierte Definition des Begriffes *Minderheit* gibt, was wiederum zu Unklarheiten führen kann.²⁹ Eine

26 Vgl. Smith, Anthony D.: *The Ethnic Origins of Nations*. Oxford: Blackwell 1986, S. 29-32.

27 Berry, Brewton: *Race Relations. The Interaction of Racial and Ethnic Groups*. 3. Aufl. Boston: Houghton Mifflin 1965, S. 46.

28 Vgl. Mader, Elke: *Kultur- und Sozialanthropologie Lateinamerikas*, S. 12.

29 Vgl. Ermacora, Felix: *Nationale Minderheiten – das Definitionsproblem*. In: Müller, Kurt (Hg.): *Minderheiten im Konflikt. Fakten, Erfahrungen, Lösungskonzepte*. Zürich: Verlag Zürcher Zeitung 1993, S. 34-49, hier S. 34.

einheitliche Definition scheint auch deshalb so schwierig, weil es verschiedene Arten von Minderheiten gibt. Minderheiten können – wie im Falle der ungarischen Minderheit in Rumänien – durch Annexion oder die Verschiebung der Landesgrenzen entstehen, aber es gibt auch eine große Anzahl eingewanderter Minderheitengruppen, wie im Falle der türkischen Minderheit aus Deutschland. Diese Minderheitengruppen, die in einem anderen Staat die staatstragende Mehrheit bilden, werden als *nationale Minderheiten* bezeichnet. Im Gegensatz zu nationalen Minderheiten besitzen ethnische Minderheiten kein eigenes Staatsgebiet, wie beispielsweise Roma, Sarden, Basken oder Korsen.³⁰

Diese Kriterien zur Kategorisierung von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten scheinen mir jedoch nicht ausreichend zu sein. Im Falle der deutschen Minderheit in Rumänien scheint es auf den ersten (oberflächlichen) Blick, dass es sich um eine nationale Minderheit handelt, da es Deutschland als „Mutterland“ gibt. Stefan Sienerth bemerkt, dass die Siebenbürger Sachsen, „deren Vorfahren aus der Gegend des Niederrheins, aber auch aus anderen Teilen des heutigen Deutschlands nach Siebenbürgen kamen und seit dem 12. Jh. innerhalb des Karpatenbogens siedelten“,³¹ sich primär als eine sprachlich bestimmte nationale Gemeinschaft verstanden haben.

Ihre deutsche Muttersprache, die sie mitbrachten und die sie sowohl in ihrer hochsprachlichen Form als auch in einer der Gruppe Eigenart verleihenden Mundart über die Jahrhunderte bewahren konnten, war der in erster Linie determinierende Faktor für ihr nationales Selbstverständnis und ihr Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Kulturkreis, zu dem sie von ihrem geschichtlichen Anfang bis zu ihrem Ende vielfältige, auch unter erschwerten geschichtlichen Bedingungen nie ganz abreißende Kontakte unterhielten.³²

Wichtig ist jedoch in diesem Zusammenhang zu bemerken, dass es in der Zeit, als die ersten deutschen Siedler (überwiegend aus der Gegend des Niederrheins und dem Mosel-Luxemburg-Gebiet) im 12. Jahrhundert nach Siebenbürgen kamen, nur das Heilige Römische Reich gab, also noch keinen deutschen Staat mit nationalem Selbstbewusstsein. Es handelt sich somit um eine Bevölkerungsgruppe, die auf dem neuen Gebiet zu einer neuen Ethnie zusammengewachsen ist, den Siebenbürger Sachsen. Später kamen im Territorium des heutigen Ru-

30 Kühl, Jörgen: *Was ist nationale, was ist ethnische Identität? Erläuterungen am Beispiel nationaler Minderheiten*. In: Schruiff, Franjo (Hg.): *Brücken statt Mauern. Minderheiten in Zentraleuropa*. Mattersburg: Wograndl 1993, S. 42-60, hier S. 47.

31 Sienerth, Stefan: *Zweisprachigkeit als Randphänomen. Siebenbürgisch-deutsche Autoren im Umgang mit dem Rumänischen*. In: Mádl, Antal – Motzan, Peter (Hg.): *Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen*. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1999, S. 113-133, hier S. 117.

32 Ebenda.

mänien andere deutsche Bevölkerungsgruppen hinzu. Sie entwickelten auf ihrem Gebiet eine eigene Kultur, spezifische Sitten und Gebräuche und einen eigenen Dialekt. Anhand dieser Kriterien kann man im Falle der deutschen Minderheit in Rumänien von einer *ethnischen Minderheit* bzw. von *ethnischen Gruppen* sprechen (man denke an die Siebenbürger Sachsen, Banater und Sathmarer Schwaben, Zipser oder Landler). Wegen ihres Zugehörigkeitsgefühls zum deutschen Sprach- und Kulturkreis ist aber die Rede von einer *nationalen Minderheit*.

Letztlich kann aufgrund der oben angeführten Aspekte im Falle der deutschen Bevölkerung in Rumänien sowohl von einer ethnischen als auch von einer nationalen Minderheit gesprochen werden; beide Begriffe können hier also synonym verwendet werden, wie das in der Definition von Jörgen Kühl der Fall ist:

Eine ethnische oder nationale Minderheit ist [...] eine nicht dominierende Bevölkerungsgruppe in einem bestimmten geographischen Raum, die sich von anderen Teilen der dort ansässigen Bevölkerung durch Geschichte, Sprache, Kultur, Traditionen und durch ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl unterscheidet, das durch eine bewußte oder unbewußte Selbstidentifikation zum Ausdruck kommt.³³

Ausgangspunkt bei diesem Verständnis von *Minderheit* ist also die „Selbstidentifikation“. Nicht so sehr die ursprünglichen, primordialen Merkmale, wie die gemeinsame Herkunft oder das Vorhandensein kultureller Merkmale sollen als relevant betrachtet werden, sondern das Zugehörigkeitsgefühl zu der Gruppe. Die ethnische Grenzziehung und die Aufrechterhaltung dieser Grenzen sind wichtig, wie Frederik Barth in seinem bereits 1969 erschienenen und oft zitierten Buch *Ethnic Groups and Boundaries* betont: „The critical focus of investigation from this point of view becomes the ethnic *boundary* that defines the group, not the cultural stuff that is enclosed.“³⁴ So soll auch die ethnische Identität vor allem als ein Grenzphänomen und keinesfalls als Frage kultureller oder gar biologischer Unterschiede verstanden werden.

Barth versteht eine ethnische Gruppe als Form sozialer Organisation, die die bewusste Gruppenidentifikation der einzelnen Mitglieder erfordert. Sie entsteht durch Kontakt und in Abgrenzung zu anderen Gruppen und nicht aufgrund von Isolation. Was als gemeinsame Kultur angesehen wird, ist das Ergebnis solcher Abgrenzungsprozesse. Entscheidend sind also nicht die objektiven Unterschie-

33 Kühl, Jörgen: *Was ist nationale, was ist ethnische Identität? Erläuterungen am Beispiel nationaler Minderheiten*. In: Schruiff, Franjo (Hg.): *Brücken statt Mauern. Minderheiten in Zentraleuropa*. Mattersburg: Wograndl 1993, S. 42-60, hier S. 48f.

34 Barth, Frederik: *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference*. Boston: Little Brown and Company 1969, S. 15.